



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Neue Goethe-Studien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gelegentlich der schlimmsten Art, möglich, abgesehen davon, daß ihm sein gesetzmäßiges Betragen womöglich als „Inkoulanz“ oder noch schlimmeres angerechnet wird.

Wird die Neuregelung der Verhältnisse in der hier angedeuteten Weise vorgenommen, so wird der Apotheker in gewohnter Pflichttreue den Wünschen des Publikums dienstbar sein, aber nicht mehr, denn im Grunde ist er doch gleich dem Arzte kein Freund der Geheimmittel.

Was die Preisstellung betrifft, für deren Freigebung wir bei den Patentarzneien eintreten, so sind wir entschieden der Meinung, daß dieselbe sich in den Grenzen der Taxe halten werde. Wird sie überschritten, so werden Gründe dafür maßgebend sein, denen sich auch die Reichstaxe fügen muß. Angebot und Nachfrage werden auch in diesem Falle die maßgebenden und allein richtigen Faktoren sein.

Wenn wir schließlich noch einen Blick auf die vorgeschlagene Besteuerung werfen, so ist über deren Ertrag auch etwas nur annähernd der Wahrheit nahekommendes kaum zu sagen, eine immerhin nennenswerte Einnahme aber ist sicher vorauszusagen. Den Konsum an Schweizer Pillen schätzen wir jährlich in Deutschland auf mindestens 240 000 Schachteln zu je 1 Mark, die bei fünf Prozent Wertsteuer 12 000 Mark einbrächten! Eine höhere Besteuerung der ausländischen Mittel wäre natürlich sehr angebracht und der deutschen Industrie hochwillkommen.



Neue Goethe-Studien.



Die letzte Zeit hat uns zwei neue Bücher über Goethe gebracht, die uns bedeutend genug erscheinen, um die Aufmerksamkeit unsrer Leser mit einigem Nachdruck auf sie zu lenken. Wir wissen sehr wohl, daß wir mit einiger, in manchen Kreisen gern gepflegter Voreingenommenheit gegen solche Schriften und Studien über Goethe und seine Werke zu rechnen haben. Die Kleinlichkeit, in welche die kommentirlustige Goetheliteratur hineingeraten ist, hat eine spöttische und nicht ungerechtfertigte Opposition bei allen jenen Verehrern des Genius hervorgerufen, denen er aus weit höhern Gesichtspunkten lieb und teuer geworden ist. Mit solcher Kleinlichkeit haben, dies sei gleich gesagt, die Aufsätze Wilhelm Scherer's*) über Goethe und die Studie Otto Harnack's**): Goethe in der

*) Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. (Herausgegeben von Erich Schmidt.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886.

***) Goethe in der Epoche seiner Vollendung. (1805—1832.) Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung von Dr. Otto Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1887.

Epoche seiner Vollendung nichts zu thun: sie erheben sich vielmehr turmhoch über alle „Mikrologie.“ Aber es besteht oder bestand noch aus andern Beweggründen, die nicht geradezu eingestanden wurden, eine Gegnerschaft zur Goetheforschung, und man müßte kein lebendiger Mensch, man müßte ganz papierner Gelehrter geworden sein, um diese Gegnerschaft allzuherb zu beurteilen. Diese Opposition nahm ihren Ausgangspunkt aus den Kreisen der selbst schaffenden Dichter und Schriftsteller. Wie drückend muß es für den auf die Teilnahme der Gegenwart angewiesenen Dichter sein, die Nation von begabten Männern in einem fort darüber belehrt zu sehen, daß sie nichts besseres thun könne, als nur immer Goethe zu lesen, seine Gedichte historisch, biographisch, philologisch, chronologisch, ästhetisch und weiß Gott aus welchen Gesichtspunkten noch zu studiren! Wir wandeln wohl alle im Schatten Goethes, aber wir wollen doch auch ein Gefühl von der eignen Zeit haben, die er nicht miterlebt, die er kaum geahnt hat. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, aber man soll uns nicht ewig die Nebenbuhlerschaft mit einer welthistorisch überragenden geistigen Potenz aufdrängen. Und in der That, wenn man sich so in die Seele eines unsrer schaffenden Zeitgenossen versetzt, so darf ihm die herbe Stimmung gegen die Gelehrten der Goetheforschung nicht zu hoch angerechnet werden. Alles höhere literarische Interesse wird auf die Veröffentlichungen der Goethegesellschaft gelenkt; fünfzig Jahre nach seinem Tode tritt der Altmeister mit der ganzen Übermacht seines Wesens auf den literarischen Plan und schafft neue Arbeit. Allein schon in der reinen Thatsächlichkeit dieses Sachverhaltes ist ein Urtheil über diese Zustände enthalten. Es ist nicht äußerliche Mode, daß sich die Nation jetzt gründlich mit Goethe auseinandersetzt, sondern innere Nothwendigkeit. Wir überschauen erst jetzt und nach und nach den ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit; wir gelangen erst jetzt, in einem Zeitalter, das sich von den Goethen verhaßten Schlacken der Naturphilosophie, der metaphysischen Wolkengängerei, der politischen Verworrenheit befreit hat, dazu, ein unbefangenes Verhältniß zu seiner Kunst und Lehre zu gewinnen. Zudem wir in den Geist seiner Dichtungen und seiner Reflexionen eindringen, kommen wir zum Bewußtsein unser selbst, denn dieser Goethe ist uns kaum in seinen politischen Anschauungen und in einzelnen seiner naturwissenschaftlichen Lehren ein überwunden historischer Mensch geworden. Und vollends die ganz einzige Erscheinung, daß wir die Dokumente seines Lebens in unabsehbarem Reichtum vor uns ausgebreitet liegen haben, bietet der historischen und biographischen Wissenschaft soviel Gelegenheit, sich selbst zu vertiefen, die Ansprüche an sich selbst zu steigern, daß man nur eine wahrhafte Förderung des geistigen Lebens der Nation in all diesen Bemühungen erkennen kann. Der Spott über diese Thätigkeit ist sehr wohlfeil; wer hineingeblickt hat, muß ihn aufgeben, wird erkennen, daß sie eine nicht zu umgehende und möglichst bald zu vollendende sein muß. Hier hilft nichts andres als die Liebe.

Als zwei bedeutsame Marksteine in dieser Thätigkeit müssen die genannten Bücher bezeichnet werden, und wenn gelehrten Werken kein höheres Lob zuertheilt werden kann, als wenn man ihnen nachsagen darf, daß sie den Leser nicht bloß mit rein thatsächlichem Material bereichern, sondern ihn auch allgemein menschlich fördern, indem sie ihn zu neuen, geläuterten Anschauungen erheben, so stehen wir nicht an, dieses Lob den beiden so ganz und gar verschiedenartigen Büchern zuzuerkennen, denn wir haben diese Förderung an uns selbst erfahren.

Dieser antipodische Gegensatz in Ziel und Methode der Forschung ist wohl mit das Interessanteste an den zwei Büchern. Scherer beschäftigt sich vornehmlich mit dem jüngern Goethe; er sagt in anglühender Begeisterung: „Goethes Jugend ist ein unvergleichliches, einziges Phänomen, in dessen Anschauen wir nicht müde werden uns immer von neuem zu vertiefen. Welche Kraft und welcher Glanz strahlt aus den Briefen, Gedichten, Romanen, Dramen, aus allen schriftlichen Denkmälern dieser drangvollen Zeit. . . . Mit Herrscherschrift schreitet er ein in unsre Literatur. Auch wer kühn und glücklich strebte, der kann nur wie ein Bettler sich fühlen neben seinem überschwänglichen Reichthum. Und wer Leid erlebte, dem muß es das Herz abdrücken vor Sehnsucht und Neid, wenn ihn nur eine Ahnung anweht aus jener Welt von Glück. Denn wie sich der junge Held auch herumschlagen mag mit feindlichen Dämonen: es ist, als ob er nie ermüden könnte. Dunkel und wirr mag er sich fühlen: ermattet nie. Prometheus und Werther brechen manchmal — unbegreiflich für den heutigen kühleren Menschen — in Augenblicken höchster Stimmung in den Ruf: »U! U!« aus. Das ist Goethes eigener Ruf. Es liegt ganz darin, sein gottgleiches Schöpfergefühl, mit dem er die Welt umspannt und sich auf den Gipfel des Lebens schwingt. Wenn ich mich dem spätern Goethe nähere, so ist mir zu Mute, als wenn ich vor einem Gewaltigen der Erde stünde. Respektvolle Scheu erfüllt mich, ich fühle mich geehrt und gehoben. Aber mir geht nicht das Herz dabei auf.“

Gerade mit diesem kühlen alten Goethe beschäftigt sich ausschließlich Harnack's Versuch, der ganz vereinzelt in seiner Art dasteht. Denn die meisterhafte Charakteristik des mitten in einem neuen Geschlecht, von Weichrauchwolken der Bewunderung umwehten Olympiers von Weimar, welche Treitschke im dritten Bande seiner deutschen Geschichte geliefert hat, verfolgt andre Zwecke. Harnack stellt sich zu Goethe als „jener geistigen Kraft, der die deutsche Kultur schon ihren gegenwärtigen Bestand zu einem großen Teile verdankt, deren Wirkung aber doch keineswegs abgeschlossen“ ist, und er will in einem nicht philosophisch-systematischen, wohl aber organisch-zusammenhängenden Ganzen die Weltanschauung dieses unser geistiges Leben beherrschenden Schriftstellers darstellen. Er weiß ganz wohl, daß Goethe zu verschiedenen Lebenszeiten verschieden gedacht hat: die Leipziger Anacreontik verdrängten in Straßburg Herder, Shakespeare und die Anschauung großer gotischer Kunst; in Weimar lernte Goethe

Spinoza kennen, trat in eine ungemein folgenreiche praktische Lebenssphäre ein; dann wurde er in Italien begeisterter Verehrer griechischer Kunst, Poesie und Lebensauffassung; dann trat Schillers Einfluß in seine Atmosphäre und machte sich geltend; Schillers Aufsatz über sentimentale und naive Poesie wirkte klärend auf den für eine ferne Vorzeit schwärmenden modernen Dichter; Rants Philosophie, die politischen Umwälzungen im Gefolge der französischen Revolution riefen neue Gährungen, Läuterungen in Goethes immer thätigem Geiste hervor. Dies alles weiß Harnack und stellt es in der übersichtlichen Einleitung seines Versuches dar. Aber schließlich kam auch Goethe, dieser lebendigste Mensch, zu einer gewissen Ruhe, es kristallisierten sich die Anschauungen und Ideale zu bleibenden Überzeugungen, und um diese ist es unserm Essayisten zu thun. „Durch die strengere Zurückgezogenheit und ruhigere Beschaulichkeit, der sich Goethe seit Schillers Tode hingab, finden wir in seiner Rede- und Urteilsweise innerhalb der noch folgenden siebenundzwanzig Jahre seines Lebens einen so gleichmäßigen Ton, einen so einheitlich ausgeprägten Charakter, daß dieser Zeitraum nicht naturgemäß irgendwie geteilt werden könnte. Dieser Zeitraum ist die »Epöche der Vollendung,« nicht etwa weil er uns den Mann oder Greis als »fertig« vorführt (denn seine Vollendung hat ihr Wesen in einem beständigen Aufwärtstreiben), sondern deshalb, weil der »Werdende« von allen willkürlichen Bedingungen und Eindrücken der Außenwelt sich innerlich befreit hat, und in einer sichern Bahn nach dem innern Gesetze der Persönlichkeit sein Werden vollzieht und sein Wesen entfaltet. Seit 1813 etwa ist der Stoff des Denkens und Urteilens für Goethe im wesentlichen fixirt und abgeschlossen; aber verarbeitet und geformt wird er fernerhin mit nie versiegender Kraft und Regsamkeit des Geistes. Die reflektirenden Dichtwerke seines Alters, die Sprüche in Vers und Prosa, die periodischen Blätter von »Kunst und Altertum,« »Morphologie und Naturwissenschaft,« der fast unübersehbar ausgespinnene Briefwechsel, die Gespräche, welche die Dankbarkeit der Schüler und Freunde uns aufbewahrt hat, zeigen das Bild der ausgebreitetsten geistigen Thätigkeit, welche aber durch die Weite nie an der Vertiefung gehindert wird.“

So ganz verschieden ist also der Weg dieser beiden Forscher: Scherer interessiert sich für den künstlerisch thätigen Goethe, Harnack nur für den reflektirenden. Scherer ist ein bis zu mitdichtender Thätigkeit lebensvoll beobachtender Historiker mit außergewöhnlichem künstlerischen Feingefühl; Harnack der nach dem innern Zusammenhange aphoristisch verstreuter Erkenntnisse suchende Philosoph. Scherer stellt uns mit unmittelbar wirkender Anschaulichkeit den ganzen liebenden, dichtenden, kämpfenden Goethe (allerdings nur in einzelnen, bestimmt begrenzten Fällen) dar; Harnack vermittelt uns die Weisheit und Wissenschaft des großen Mannes.

So verdienstlich das Unternehmen Harnacks ist, so wohlthuenend die vornehme Zurückhaltung seines eignen Wesens wirkt, so viel Anerkennung auch

sein Fleiß, sein Scharfsinn und sein taktvoller Geschmack verdienen, so läßt sich nicht bestreiten, daß Scherers Studien auf ungleich höhern literarischen Wert Anspruch erheben dürfen.

Scherer hat in der That in seiner auf die Prinzipien bringenden Weise die wissenschaftlichen Folgerungen aus dem seltenen Glück zu ziehen gestrebt, welches sich in dem reichen biographischen Material der historischen Wissenschaft geboten hat. Wir auch glauben, wie viele seiner Freunde, nicht, daß er mit seinen Versuchen, Goethische Entwürfe zu unvollendeten Dramen (Naufikaa, Iphigenie auf Delphi) fortzubichten, auf dem rechten wissenschaftlichen Wege war; gerade damit überschritt er seinen eignen streng empirischen Begriff von der Aufgabe der Wissenschaft. Er ist übrigens aufrichtig genug, in solchen Untersuchungen mit Nachdruck den hypothetischen Ton hervorzukehren. Allein so wie er an einer andern Stelle („Bemerkungen über Goethes Stella“) die Bestrebungen seiner Goethestudien darlegt, wird man keine Einwendungen gegen seine wissenschaftlichen Absichten erheben können. Er sagt: „Wenn ich in Gespräch oder Schrift gewagt habe, Untersuchungen, wie die von Urlichs angestellten, ihrem Gang und ihren Ergebnissen nach mitzuteilen — wenn ich es wagte, Beziehungen aufzuzufuchen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen — wenn ich auf die Ähnlichkeiten hinwies, welche zwischen verschiedenen Behandlungen desselben oder eines ähnlichen Stoffes obwalteten — wenn ich auf verwandte und darum vermutlich entlehnte, durch bewußte oder unbewußte Reminiscenz unzweifelhaft zusammenhängende Charaktere, Situationen, Motive aufmerksam machte — kurz, wenn ich die Quellen eines dichterischen Werkes im umfassendsten Sinne nach Leben und Bildung des Autors zu bestimmen suchte: so habe ich dabei in der Regel die wunderlichsten Erfahrungen gemacht; ich habe mir von den produktiven Geistern ziemlich grob sagen lassen müssen, ich verstehe nichts von der Sache; ich habe aber auch von weniger unmittelbar beteiligten, von Gelehrten wie von Ungelehrten, von nahen Fachgenossen wie von unbefangenen Damen eine Einwendung regelmäßig gehört: solche Untersuchungen seien ganz schön, aber man könne darin auch leicht zu weit gehen, man müsse vorsichtig sich an das streng Beweizbare halten u. s. w. Derlei Einwendungen sind ebenso wohlfeil wie oberflächlich. Sie werden von vielen in aller Unschuld und Bescheidenheit, von andern mit der Miene überlegener Weisheit angebracht. Aber die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichstn Gelehrtenuntugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt. Der mitleidig anerkennende Ton, mit welchem man tieferes Eindringen in das dichterische Geschäft halb zuläßt, halb abweist, ist eine thörichte Anmaßung gedankenloser Menschen, welche nicht wissen oder wissen wollen, daß an solchen Untersuchungen die große Fundamentalfrage hängt: ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Produktionen erstreckt, oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmestelle im Weltplane offen gehalten ist.“

Wir haben nicht ohne Absicht diese Auslassung Scherers in ihrem vollen Umfange hierhergesetzt. Da es uns hier nicht darum zu thun ist, in die Einzelheiten der beiden vorliegenden Werke mit kritischer Reproduktion einzugehen, sondern nur darum, den Geist zu kennzeichnen, in welchem sie beide geschrieben sind, so konnten wir den Geist von Scherers Aufsätzen nicht besser als durch diese seine eignen Worte charakterisiren. Sie sind umso wichtiger, als dieser Geist es ist, der die jetzige Goetheforschung leitet, und es sind neben den positiven Ergebnissen seiner Aufsätze die gelegentlich in ihnen aufgeworfenen und erledigten Prinzipienfragen von keiner geringern Bedeutung. Sie enthalten das Programm der gegenwärtigen Forschung.

Wie immer man sich indes auch zu den positiven Ergebnissen der Schererschen Arbeit stellen mag: das eine werden Feind und Freund anerkennen müssen, daß seine „Aufsätze über Goethe“ einen hohen literarischen Wert an sich besitzen. Scherer war in Wahrheit ein großer Mensch, einer jener Geister, die das Vermögen und darum auch das Recht haben, die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern, neue Probleme und Gesetze aufzustellen. Weil er selbst ein mitdichtender Litterarhistoriker war, deswegen stellte er diese Forderung, mitzudichten, auch objektiv für alle auf; weil er selbst das seltene Vermögen künstlerischer Anschauung hatte, deswegen stellte er die Forderung auf, die Modelle eines Dichters zu studiren, indes es Duzenden von Kritikern unmöglich ist, auch nur eine Goethische Phantasiestalt rein und unverkümmert zu reproduziren. Weil Scherer im eignen Busen hohe Gefühle hegte, deswegen konnte er so hinreißend schön die Tragik einer Raufikaa oder das Liebesleben eines unschuldigen Don Juan wie Fernando („Stella“) erklären und darstellen. Bei aller Gelehrsamkeit bricht immer der originale Mensch durch, der zur Welt sein ursprüngliches Verhältnis hat. Er hätte auch dann viel zu sagen, wenn er nicht gerade über Bücher schriebe. Darum ist ihm nichts so sehr verhaßt, als das Zitiren von Autoritäten, wie es der Münchener Kunstphilosoph liebt. Niemals spricht Scherer von Goethe so, als wenn dessen Größe ein kirchliches Dogma wäre; durch Scherer kommen wir erst recht zur eindringlichen Würdigung dieser Größe, er belehrt uns auf Schritt und Tritt, worin denn eigentlich diese Größe bestehe. Man lernt ästhetisch, historisch, menschlich sehr viel von diesen Aufsätzen; man unterhält sich bei ihnen zuweilen wie bei einer sehr feinen Novelle, wie z. B. in „Goethe und Adelaide“ oder „Bemerkungen zur Stella.“ Scherer ist auch immer kritisch in seinem Verhalten; man lese nur in den Fauststudien die Analyse des ersten Monologs von Faust, oder die Analyse Gretchens. Welche Auffassung Scherer von der Aufgabe der Rezensionen hatte, spricht er am Schlusse seines Aufsatzes: „Goethe als Journalist“ klassisch aus, und wir setzen auch diese Stelle umso lieber her, als gerade in der letzten Zeit sehr viel über Wert und Aufgabe der Kritik geredet und durch das verlogene Handwerk der weit, weit in Deutschland verbreiteten Cliquentkritik auch der hohe Beruf der

kritischen Tagesarbeiten verdunkelt worden ist. Scherer sagt: „Ich bekämpfe, wo ich kann, die rohe Ansicht, als ob Rezensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publikum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abscheulich oder hübsch finden solle; vollends für Rezensionen, welche Menschen ärgern oder herabsetzen oder gar einen unbeteiligten Dritten verdrießen sollen, fehlt mir der Sinn. Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und wertvolle Besitztümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigne Gedanken verraten, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüt des Lesers zu rühren wissen.“ Viele dieser Schererschen Aufsätze sind nichts als Rezensionen, wie z. B. gleich der erste Aufsatz „Goethephilologie,“ der dieses vielgescholtene Wort in tief sinniger Weise gelegentlich einer kritischen Übersicht über neuere Werke aus der Goetheliteratur erklärt. Aber wenn man von irgend einer Rezension sagen darf, daß sie die Nationalliteratur bereichere, so muß man es von diesen Aufsätzen Scherers sagen, und Erich Schmidt hat sich ein Verdienst durch deren Sammlung aus dem Nachlaß des leider so früh dahingegangenen erworben.

Und nun zu dem Versuche Otto Harnacks. Die Zusammenfassung einzelner Teile der Goethischen Anschauungen, z. B. seiner naturwissenschaftlichen Ideen, ist schon vielfach versucht worden. Harnacks spezielles Verdienst liegt darin, die Gesamtheit der Goethischen Weltbetrachtung zu einem organischen Ganzen geordnet zu haben. Das ist, unsers Wissens, noch nicht in der Art angestrebt worden. Es war keine Kleinigkeit, die weit zerstreuten Bemerkungen, Sprüche und Abhandlungen in dieser Weise zu ordnen, denn Goethe haßte derartige Systematik. Es bedurfte auch überall vielen Feingefühls, um Äußerungen vorübergehender Stimmungen von bleibenden Überzeugungen zu sondern, gleichsam einen Durchschnitt herzustellen. Das alles hat Harnack geleistet und wie in einem wissenschaftlichen System eine Erkenntnistheorie, eine Ethik, Physik, Ästhetik (Theorie, Geschichte, Ausübung) und eine Politik (Urteile, Konstruktionen) Goethes aufgebaut. Aber das Bedeutendste dieses Versuches liegt darin, daß sich Harnack jedes Zwanges enthalten, daß er, mit dem vollen Verständnis für die unter allen Umständen dichterisch denkende und fühlende Persönlichkeit Goethes, uns den unbewußt einheitlichen Zusammenhang aller seiner Anschauungen nachgewiesen hat, und gleich in der „Grundlage Goethischer Denkweise“ den rechten Ausgangspunkt getroffen hat. „Zunächst ist festzustellen — sagt er —, daß Goethe einem jeden Versuche, die Summe menschlicher Erkenntnis in das Ganze eines logisch aufgebauten Systems zu fassen, grundsätzlich und vollbewußt mit unüberwindlicher Skepsis gegenüberstand. Nach

seiner Ansicht stößt der Verstand bei aufrichtiger Erforschung des Welträtsels zuletzt stets auf unvereinbare Widersprüche, die vereinigen zu wollen nicht nur ein zweckloses, sondern auch anmaßendes Unternehmen wäre. »Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.« ... Und scharf formuliert er seine Ansicht in dem Spruch: »Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen liegt die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Anschauliche, das ewig thätige Leben, in Ruhe gedacht.« ... Aber das »Problem« ist in ein »Postulat« zu verwandeln, die theoretisch unmögliche Lösung ist an der Hand der Erfahrung im praktischen Handeln zu suchen; die »Skeptis« soll eine »thätige« sein; das heißt eine solche, »die unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geordnete Erfahrung zu einer Art von unbedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.« Es sind also die in der Erfahrung sich bewährenden Überzeugungen, denen eine bedingte Zuverlässigkeit zugesprochen wird, und dieses Urteil wird dann dahin erweitert und gesteigert, daß derartige Überzeugungen auch mit Zuversicht als »wahr« anerkannt werden: »Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und danach handelt, der hat Wahres genug«; und noch mehr in den großartigen Worten: »Was fruchtbar ist, allein ist wahr.« Hiermit stehen im engsten Zusammenhang die beiden merkwürdigen Sätze, in welchen eine positive und eine negative Vorschrift für den nach Erkenntnis strebenden enthalten ist: »Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß,« und: »Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.«

Von hier aus begreift man, warum Goethe vor allem jene Wissenschaften liebte, die auf Erfahrung beruhen, in denen die eigne Beobachtung des Forschers das wichtigste ist, warum er zur Mathematik keine Neigung gewinnen konnte, und auch die Geschichte als Wissenschaft nicht schätzen konnte, sondern sie nur pädagogisch als begeisterte Betrachtung hochstellte. Harnack geht in die Tiefe der Einzelheiten ein, stellt Goethes Lehre vom Urphänomen, vom Urtypus dar; hebt in der Ethik Goethes Betonung der Ehrfurcht und Pietät als die großen sittlichen Faktoren hervor. In der Naturbetrachtung offenbart sich besonders schön Goethes ganz und gar poetische Persönlichkeit in der Abneigung gegen alle Lehren von Erdrevolutionen, vom Vulkanismus, wofür er lieber zur Annahme langsamer, aber still wirkender chemischer Mächte hinneigte. Sehr richtig ist der Nachweis des Unterschiedes zwischen Goethes Entwicklungslehre und Darwins Zuchtwahl. In der Ästhetik werden Goethes Urteile über kunstgeschichtliche Erscheinungen anregend zusammengestellt; nur ist seine ungerechte Ablehnung Kleists (vielleicht nicht absichtslos) übergangen. Sehr interessant ist die Darstellung der politischen Wandlungen Goethes in der Zeit der Freiheitskriege; seine wahlverwandte Sympathie zu dem Dämon Napoleon wird

hier erläutert. Es wird nachgewiesen, daß Goethe zwar volles Verständnis für die neue Zeit der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen, der Teilung der Arbeit hatte, mit seinen Sympathien aber im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus und der stillen ästhetischen Selbstbildung beharrte. Kurz: man hat in der exaktesten Form, deren musivische Art durchaus nicht stört, im Gegenteil nur interessanter wird, eine Encyclopädie Goethischer Wissenschaft.

Zusammengefaßt ist Harnacks Anschauung in folgenden Worten: „Das Entscheidende Goethischer Denkweise liegt darin, daß das »Gewahrwerden« erst der kleinere Teil der Aufgabe ist; wessen er gewahr worden, das soll der Mensch in sich selbst zur Darstellung bringen. Hierin liegt die gewaltige Lebenskraft, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Anschauungen, kein ästhetischer Quietismus, sondern überall That! »Man soll sich alles praktisch denken — meint er —, die Manifestationen der großen Idee« sollen »durch Menschen zur Erscheinung kommen.« Hierin zeigt sich Goethe bei aller Vielseitigkeit doch schließlich als Künstlernatur im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes; nicht durch besondere Schätzung der Kunst als einzelner Thätigkeit, die für ihn vielmehr nur ein Kulturmittel neben andern ist, sondern darin, daß das ganze Leben als praktische Verwirklichung einer Idee und damit als vollkommenstes Kunstwerk sich gestalten soll. Das Ewige soll nicht erkannt, nicht geschaut, nicht empfunden, sondern gelebt werden; vor sich selbst als einer Verkörperung des Göttlichen Ehrfurcht zu empfinden, dahin soll der Mensch auf seiner höchsten Stufe gelangen. In dieser Vereinigung des Irdischen und Ewigen hat man von jeher das »Heidnische« bei Goethe erkennen wollen, gegenüber dem Christentum, welches die Kluft zwischen beiden grell beleuchtet und anscheinend unüberbrückbar gezeigt habe. Und in der That erscheint uns Goethe von dieser Seite als ein Bürger der Antike oder des Zeitalters ihrer Wiedergeburt, als ein Genosse des Perikles oder Lorenzo de Medici.“ In dem Schlußkapitel wird Goethes Religion dargestellt, sein großer Optimismus, wie er sich im „Faust“ offenbart, dessen Gehalt skizzirt wird.

Man legt auch dieses Buch mit Dank aus der Hand und mit dem Wunsche, es beim größern Publikum, für das es geschrieben wurde, nach Gebühr anerkannt zu sehen.

Wien.

Moriz Meier.

